

Es gibt einen Grad des Elends, der sprachlos macht. In den neunziger Jahren, als ich, von Ruanda bis Tschetschenien, für deutsche Medien aus Kriegs- und Krisengebieten berichtete, gewöhnte ich mir an, in Extremsituationen wegzuschauen, weil auswegloses Leiden kein Mitleid erregt, sondern Abscheu, wie Lessing im „Laokoon“-Essay schreibt. Aber das Wegschauen hilft nur bedingt, weil Sekundenbruchteile genügen, damit ein Bild sich unauslöschlich ins Gedächtnis brennt.

„Den Anblick der eigenen zerhackten Eltern und jüngeren Geschwister vergisst man nie“, sagt eine aus Myanmar geflohene Rohingya-Frau in „Refugees Worldwide 2“, einem von Ulrich Schreiber publizierten Buch, das Pflichtlektüre sein sollte, damit Schüler mit und ohne Migrationshintergrund lernen, in was für einer Welt sie leben. Aber ich will keine Moralkeule schwingen. Als Kriegs- und Krisenreporter fand ich es tröstlich, dass die Zeitung mir nicht genug Platz zur Verfügung stellte, um alles wiederzugeben, was ich hörte und sah. Angesichts des Flüchtlingselends war ich gezwungen, eine Auswahl zu treffen und konnte den Lesern das Schlimmste ersparen: Die junge Mutter in Ruanda zum Beispiel, die ich brüsk zurückstieß, als sie mir ihr Baby reichte, um es zu retten – noch heute mache ich mir deshalb Vorwürfe. Oder den von einer Bombe zerrissenen Passanten in Nairobi, der sein Gedärm wie ein Paket im Schoß hielt. In solchen Momenten verstummt die berechnete Frage nach Ursachen und Urhebern des Terrors und Möglichkeiten zu seiner Bekämpfung. Stattdessen denkt man wie Antigone in der antiken Tragödie: „Kein Knecht ja war es; nein, es starb ein Bruder mir“, worauf Kreon, der Tyrann erwidert: „Der Feind ist niemals, auch im Tode nicht, geliebt.“

„Unstet und flüchtig sollst du sein“, sagt der zornige Gott des Alten Testaments zu Kain, der seinen Bruder Abel erschlagen hat, und die düstere Prophezeiung hat sich auf furchtbare Weise bewahrt. Nach Schätzungen der Vereinten Nationen sind weltweit 65 Millionen Menschen auf der Flucht. Richtet man den Blick auf das, was sich hinter der dürren Statistik verbirgt, werden Einzelschicksale sichtbar, deren Tragik selbst aus räumlicher und zeitlicher Distanz schwer erträglich ist: „Ich habe mehr als ein Vierteljahrhundert in Flüchtlingslagern gelebt und dort meine Kinder zur Welt gebracht (...). Sechs Kinder habe ich zu Grabe getragen. Zwei von ihnen begingen Selbstmord, ein Sohn hat sich mit meinem Kleid erhängt und drei Kinder hinterlassen (...). Eine Tochter hat sich vergiftet, wir konnten sie nicht retten. Sie hinterließ einen Jungen und ein Mädchen, die auch noch zu meinen eigenen Kindern dazukommen. Die anderen starben an unheilbaren Krankheiten oder an der Alkoholsucht (...). Manchmal glaube ich, der Tod ist leichter zu ertragen als die Situation hier.“ (Stella Gaitano)

Ein Extremfall, gewiss, doch trotzdem symptomatisch, ja exemplarisch für den Ozean von Tränen, der die Wohlstandsinselfen der Ersten Welt umgibt. Die Flüchtlinge aus Südsudan, von denen hier die Rede ist, sind staatenlos wie aus Myanmar vertriebene Rohingya und Boat People aus Haiti, die sich ohne Geld und ohne Ausweise nach Chile oder Brasilien durchschlagen, schutzlos jeder Art von Willkür ausgesetzt und von kriminellen Schleppern ausgeplündert bis aufs Hemd. Dazu passt, was B. Traven in seinem Roman „Das Totenschiff“ über Staatenlose schreibt: „Sie sind frei, verhungert, verlumpt, übermüdet, arbeitslos und gezwungen, zu tun, was von ihnen verlangt wird (...). So hart, wie wir arbeiten mussten, haben Sklaven nie zu arbeiten brauchen.“ Zur Ironie der Geschichte gehört, dass die Haitianer Nachfahren aus Afrika verschleppter Sklaven sind, die sich in einer heroischen Kraftanstrengung selbst befreiten.

Noch auswegloser, falls eine Steigerung möglich ist, wirkt das Schicksal der aus Afghanistan vertriebenen Hazara, Abkömmlinge von Dschingis Khans Reiterhorden, die zum schiitischen Islam übertraten, von sunnitischen Paschtunen rassistisch und religiös diskriminiert und gnadenlos verfolgt: „Ihre Gebetshäuser wurden zu Todesfallen, ihre Gemeindefürsorg systematisch eliminiert. Wer in Pakistan ein Hazara ist, ist ein Gezeichneteter. Stirbt er nicht bei einem Bombenanschlag, so ereilt ihn der Tod in Gestalt einer Kugel in den Hinterkopf. Übertroffen wird die Brutalität des Massenmords nur von der Gleichgültigkeit des pakistanischen Staats.“ (Mohammed Hanif)

Wir leben in einer Welt: Im Zeitalter der Globalisierung gibt es keine entlegenen Inseln und unzugänglichen Länder mehr, denn durch Smartphone und Internet sind alle Punkte des Globus miteinander vernetzt. Das von Goethe ironisierte Wohlbehagen des Spießbürgers, „wenn hinten, weit, in der Türkei / die Völker aufeinander schlagen“, ist heute nicht mehr möglich, weil Armutsfüchtlinge aus Somalia und Eritrea, Huthi-Rebellen aus dem Jemen oder Rohingya aus Myan-



Immigranten, die in der Straße von Sizilien gerettet wurden

Foto Polaris/Studio X

# Hinsehen oder wegschauen?

Warum die Reportagen „Refugees Worldwide“ Pflichtlektüre sein sollten. *Von Hans Christoph Buch*

mar binnen kurzem die Fußgängerzone von Stuttgart, Zeltstädte in Calais oder Barackenlager auf Lesbos bevölkern. Dabei ist es gerade mal ein Menschenalter her, dass Millionen vor der Roten Armee Geflohene und aus Ostgebieten Vertriebene in Nissenhütten hausten und dringend benötigten Wohnraum zugewiesen bekamen, als Deutschlands Städte noch in Trümmern lagen. Dagegen hört man heute von allen Seiten, das Boot sei voll.

Damit nicht alles falsch wird, eine Einschränkung: Dies ist kein Plädoyer für Fernstenliebe statt Nächstenliebe, denn die Angst vor „Überfremdung“ angesichts an die Außengrenzen der EU brandender „Migrantenwellen“ ist genauso ernst zu nehmen wie Not und Elend afrikanischer Armutsfüchtlinge, syrischer oder afghanischer Kriegsopfer, die gegen ihren Willen abgeschoben werden in zerfallende, durch Bombenterror zerstörte Staaten. Diesbezügliche Erfolgsmeldungen sind an Zynismus kaum zu überbieten – kein Wunder, dass viele Soldatinnen und Polizistinnen die Mitwirkung verweigern.

Das ist ein Hoffnungsschimmer in einer hysterisierten Debatte, beherrscht von Populisten, die den Massentod im Mittelmeer zynisch in Kauf nehmen und Asylsuchende pauschal zu Terroristen oder Sexualstraftätern erklären. Dass es die tatsächlich gibt, darf ebenso wenig bagatellisiert werden wie die Tatsache, dass die Flüchtlinge sich untereinander nicht grün sind: Die Erbfeindschaft zwischen Hutu und Tutsi ist nach wie vor aktuell, ebenso wie der Stammeskrieg zwischen Dinka und Nuer in Südsudan. All das aber ist kein Argument gegen tätige Nächstenliebe, Hilfe für Mühselige und Beladene, wie das Matthäus-Evangelium sie fordert: „Wann haben wir dich als einen Fremdling gesehen und beherbergt? Wann warst du nackt und wir haben dich bekleidet? Wann haben wir dich krank oder gefangen gesehen und sind zu dir gekommen? (...) Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Es gibt also noch Hoffnung. Hinzu kommt, dass ich mich als Berichterstatter in Krisenregionen nie unwillkommen fühlte – im Gegenteil: Opfer und Betroffene waren froh, dass jemand an ihrem Schicksal Anteil nahm. Sie erzählten bereitwillig, was ihnen widerfuhr, weil nichts schlimmer ist als Unrecht, von dem nichts an die Außenwelt dringt; die Öffentlichkeit zu informieren war ihnen wichtiger als die Linderung materieller Not. Kriegsbedingter Stress treibt nicht nur die Bestie im Menschen hervor, auch Hilfsbereitschaft und Solidarität äußern sich spontaner als sonst.

Zu den seltenen Lichtblicken gehört auch der therapeutische Effekt der Literatur. Alle in „Refugees Worldwide“ zu Wort kommenden Autoren sind Schriftsteller oder Journalisten, und der erste Schritt zur Überwindung des Elends ist, dass sie Betroffenheitsklischees von sich weisen – ein Lesevergnügen besonderer Art: „Jetzt soll ich in die Schuhe jener Person schlüpfen, die ‚das Opfer‘ genannt wird. Es ist ein Vollzeitjob, eine niemals endende Darbietung (...). Die Rolle passt so wenig zu mir, dass ich bei einer Lesung in London einer Zuschauerin, die mich mit zusammengelegten Händen fragt: ‚Was also können wir für Sie tun?‘, antworte: ‚Ich komme mir vor wie ein Pandababy, das Sie adoptieren wollen.“ (Ece Temelkuran)

Zum Schluss bleibt eine Frage offen: Wer ist der Sisyphus, der Migranten-schicksale Jahr für Jahr zwischen Buchdeckel presst, obwohl er weiß, dass sich in absehbarer Zeit wenig an der Misere ändern wird? Im Privatleben wie in der Politik werden Probleme ja nicht gelöst, sondern durch neue Probleme von der Agenda verdrängt. Sein Name ist Ulrich Schreiber, und er ist der richtige Mann zur rechten Zeit am richtigen Ort. Bevor er das Internationale Literaturfestival Berlin aus der Taufe hob, gründete er die Peter-Weiss-Gesellschaft als Hommage an die damals vielgelesene „Ästhetik des Widerstands“. Vielleicht haben die folgenden Zeilen,

in denen Peter Weiss Géricaults Gemälde „Floß der Medusa“ beschreibt, eine Ikone der Kunstgeschichte wie Picassos „Guernica“, ihn gelehrt, nicht wegzusehen, sondern genau hinzuschauen auf das, was heute vor unseren Augen passiert: „Der Beschauer, so hatte es der Maler gewollt, sollte sich in unmittelbarer Nähe des Floßes wähen, es sollte ihm scheinen, als hinge er mit ver-

ANZEIGE



krampfem Griff an einem der vorspringenden Bretter (...) Ihr, die ihr vor diesem Bild steht, so sagte der Maler, seid die Verlorenen, denen, die ihr verlassen habt, gehört die Hoffnung.“

„Refugees Worldwide. Literarische Reportagen“ (2017) und „Refugees Worldwide 2. Neue Reportagen“ (2019), herausgegeben von Luisa Donnerberg, Eva Philipp und Ulrich Schreiber. Wagenbach, jeweils 14,90 Euro

Hans Christoph Buch ist Schriftsteller, Essayist und Reporter. Er lebt in Berlin. Zuletzt erschien „Tunnel über der Spree: Traumfabrik der Literatur“ (Frankfurter Verlagsanstalt, 200 Seiten, 20 Euro).